

Zeitschrift: Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen
Band: 53 (1995)

Artikel: Claudine : eine junge Behinderte in unserer Stadt
Autor: Egli, Edith
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-948458>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

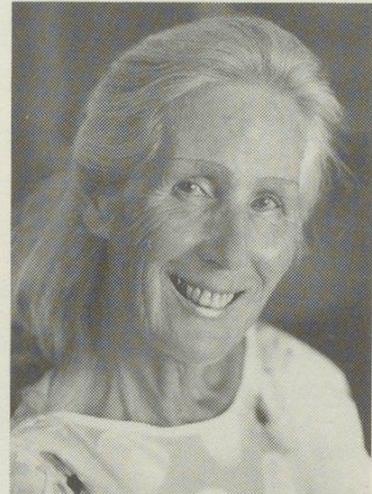
Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Claudine

Eine junge Behinderte in unserer Stadt

EDITH EGLI führt als diplomierte Psychologin ein Kinderatelier und eine Lebensberatungsstelle. Von 1988 bis 1992 gehörte sie als Parteilose dem Gemeinderat an. Sie ist Mutter von fünf Töchtern. Vier davon sind ausgeflogen, eines kann — ihre Worte — nicht fliegen. Es bleibt da mit seiner Wärme, Liebe und Zärtlichkeit.



8. Januar 1994. An der Dietlistrasse 71 in St. Gallen wird ein Fest gefeiert, Claudines Geburtstag. Sie ist 23 Jahre alt geworden. Nun sitzt sie im Wohnzimmer, umringt von Hans, Zwegan, Vreni und Bea, ihren Kolleginnen und Freunden aus der Sonnenhalde. Auch Regula, Michael, Brigitte, Hans-Walter und Giacomo wären gerne gekommen. «Nicht weiter schlimm», hatte die Mutter gesagt. «Wer zum Geburtstag nicht da sein kann, der wird im Februar eingeladen.» Nicht nur auf Claudines Gesicht liegt die Freude, auch die andern strahlen, freuen sich. «Ich danke, dass ich habe kommen dürfen», sagt Vreni. Hans legt ein Kuvert mit zwei Gutscheinen vor Claudine. «Das ist mein Geschenk für dich», verkündet er stolz. «Sehen Sie, Frau Egli, die hab' ich für Claudine geholt, dann kann sie sich damit kaufen, was sie möchte!» Hans ist Claudines Freund. Das hat er so festgelegt, somit wird es schon stimmen, und darum bekam er jetzt einen Kuss. Zwegan legt ein grösseres Geldstück aufs Geburtstagstischlein. «Da – da, für dich», sagt er und blickt Claudine zärtlich an. Auch er bekommt einen Kuss. Bea sagt: «Es gefällt mir hier, ich bin gerne gekommen.» Und dann zu Claudines Schwester Viviane: «Also, wenn die andern alle ‹du› sagen dürfen zu dir, ja dann möchte ich das auch. Ich heisse Bea.» Die Stimmung steigt, als das feine Mittag-

essen serviert wird. Fünf geistig Behinderte im Alter von 23 bis 50 Jahren essen, erzählen, lachen, freuen sich und schaffen damit die Atmosphäre einer heilen Welt. An den Wänden hängen, sorgsam gerahmt, Claudines grosse, selbstgemalte Aquarelle. Und die Mutter denkt zurück an das vergangene Jahr.

Es war an einem Sommermorgen gewesen, licht, voller Lebensfreude. Ein ganz besonderer Wochenbeginn für Claudine. Dieser Montag hatte nicht mit der Busfahrt zum Bahnhofplatz und dann mit dem Rotmontenbus bis zur Bushaltestelle Sonnenhalde begonnen. Claudine hatte Dispens eingeholt in der Werkstätte, sie wollte mithelfen, ihre Bilder in die Ausstellungshalle zu transportieren. Im Auto ihrer Mutter lagen wohlverpackt ihre Bilder, sechs grosse und acht kleine, gemalt in vielen freien Stunden. Diese Bilder würden nun zusammen mit andern Kunstwerken ausgestellt werden. Der Regierungsrat des Kantons St.Gallen hatte die Ausstellung ausgeschrieben, und man durfte sich anmelden. «Ganz schnell», hatte Mutter gesagt. «Am 1. Mai muss der Brief zur Post.» Und dann hatten sie zusammen gewartet, einige Wochen, bis die Antwort eintraf. Ja, Claudine konnte ausstellen. Sie musste, von ihrem eigenen Geld natürlich, 80 Franken an die Unkosten bezahlen. Sie bekam eine Koje zugeteilt, und auf einem grossen Plan war dieser Standort eingezeichnet. Mittendrin, nach dem ABC, integriert in gesunde, nichtbehinderte Kulturschaffende, die ringsherum ihre Werke ausstellten. Aufhängen musste man die Bilder selber. Nägel kunstgerecht einschlagen, das konnte Claudine nicht, und die Mutter schien auch nicht sonderlich begabt zu sein in solchen Dingen. «Es wird sie uns ein Dekorateur aufhängen», lautete die beruhigende Auskunft. Einen Namen hätten die Bilder noch haben sollen, eigentlich jedes Bild einen für sich alleine, so konnte man auf dem Informationsblatt nachlesen. Schwierig! Claudine benannte ihre Bilder selten. Sie malte, solange es ihr Freude machte, oftmals arbeitete sie zwei oder drei Tage am gleichen Bild, mit bis zu dreistündiger Ausdauer. Irgendwann war für sie ihr Werk vollendet. Sie blickte darüber hin und murmelte: «Schaut es gut aus? Ja –, ja –, es ist gut!» Einen Namen brauch-



Claudine beim Malen. Soviel Hingabe wird das Werk gelingen lassen. (Fotos F. Krüsi)

te das Bild nicht. Aber nun hatte die Mutter gesagt: «Deine Bilder müssen einen Namen haben. Vielleicht alle zusammen? Denk einmal nach!»

Sie waren gerade beim Abendessen auf dem sommerlichen Balkon. Claudine blickte nachdenklich auf ihren Teller. «Kirchenbilder», meinte sie schliesslich. Die Mutter schüttelte den Kopf. «Kirchenbilder sind religiös, sie werden für eine Kirche gemalt.» Mit diesem nüchternen Argument war Claudine nicht einverstanden. «Bilder von Gott», beharrte sie. Etwas irritiert schwieg die Mutter. Es war wieder einmal eine Situation, wo sie sich eher klein und dumm vorkam. Bilder von Gott zu malen – nun, dieses Privileg stand wohl nur jenen Menschen zu, die auf einem andern Stern lebten als die sogenannt normalen. So blieb sie still und hoffte, es würde Claudine ein brauchbarer Ausdruck einfallen. Sie hatte die Bilder geschaffen, sie musste den Namen dazu finden. Eine Weile assen sie schweigend weiter. «Friedensbilder», sagte Claudine plötzlich, und damit hatte sie das Problem gelöst.



Strahlen, Lichter, Wolken in allen Nuancen. Symbole eines Behinderten-Daseins, von Claudine gemalt.

Die Olma-Halle war riesig, trübe, aufgeteilt in unzählige Kojen; unten verfleckter, alter Boden, oben hölzernes Gebälk und in Abständen Lampen, die noch nicht eingeschaltet waren. Durch die grossen Oberfenster fielen schüchtern die Strahlen der morgendlichen Augustsonne und streichelten Claudines eifriges Gesicht. Für sie war es nicht wichtig, ob dieser Raum schön oder hässlich war, sie durfte ihre Werke an eine Ausstellung geben, nur das zählte. An diesem Tag hätte die Sonne auch bei grauem Himmel für sie gesienen. Am Samstag würde die Eröffnung sein. Vernissage. Da würden Viviane und Simone angereist kommen, zwei der vier Schwestern von Claudine. Und hoffentlich, ja, ganz wichtig –, die Leute aus der Sonnenhalde.

Das hübsche Sommerkleid, das zum Anziehen bereit lag, war noch neu. Claudine besah sich aufmerksam im Spiegel. «Schönes Haar habe ich», stellte sie wieder einmal fest. Das

Gefühl zu haben, gut auszusehen, war mit dem Erwachsenwerden stets wichtiger geworden für sie. Ein Coiffeurbesuch war dem grossen Ereignis vorausgegangen, in einem sehr guten Coiffeursalon der Stadt. Sergio bediente sie, ein schöner, liebenswürdiger Italiener. Er war genauso höflich zu ihr wie zu den andern Kundinnen und gerade so besorgt, ihr feines Haar sorgfältig zu pflegen, wie bei den übrigen Damen und Herren. Obendrein besass er auch einige Geduld, wenn Claudine hin und wieder Mühe zeigte, den Kopf so ruhig zu halten, wie es wünschenswert gewesen wäre. Er schien zu den Menschen zu gehören, denen der Umgang mit Behinderten leicht fiel. Zwischendurch wurde geplaudert. Claudine erzählte ihm von ihren Bildern und von der Ausstellung. Vielleicht würde er auch hingehen und sich ihre Bilder ansehen?

Rings um die Olma-Hallen herrschte ein emsiges Kommen. Trotz des heissen Badewetters versprach die Vernissage ein Besuchererfolg zu werden. Im Gegensatz zu den meisten übrigen Kojen war diejenige von Claudine auf den Wunsch ihrer Mutter beleuchtet worden. Eine grosse Lampe stand da und warf ihren hellen Schein über die Wände mit den Bildern. Da hingen sie nun alle, Claudines grosse und kleine farbenprächtige Werke. Kinderbilder waren sie wohl nicht zu nennen. Auf einfache Art gemalte Häuser, Sonnen, Blumen oder Männchen, so wie andere geistig Behinderte zu zeichnen oder zu malen pflegten, waren nirgendwo zu sehen. Und doch enthielten die Bilder Sonnenschein, Helle, Strahlen, ein Stück Himmel, und sah man länger und genauer hin, so konnte man auch kleine, koboldartige, halbversteckte Figuren entdecken. «Schön sind sie einfach», hatte der Dekorateur gesagt, der die Aufgabe übernommen hatte, die Koje zu gestalten. «Diese Bilder gefallen mir. Sie sprechen einen an. Kein normaler, gesunder Erwachsener kann noch auf diese Weise malen.» Das war der erste Kommentar gewesen. Und er fand seine Fortsetzungen.

Auf der grossen Tafel stand «Friedensbilder, Claudine Egli, Dietlistrasse 71, 9000 St.Gallen, geboren 1971». Somit eine der jüngsten Kulturschaffenden, die hier ausstellten. Dass sie gei-

stig behindert war, stand nirgends vermerkt. Für die Familie lag eine gewisse Spannung in der Luft. Vielleicht würde jemand kommen, der Claudine nicht kannte, der die Bilder gut finden würde, ohne um ihre Behinderung zu wissen. Vielleicht...

Vorläufig kamen jene Besucher, die eine Einladung zur Vernissage bekommen hatten und demnach zu Claudines Bekanntenkreis gehörten. Claudine wurde begrüsst, lächelte, drückte Hände, dankte für gespendetes Lob und trank die Anerkennung in sich hinein. Selber redete sie wenig, sie hörte vor allem zu. Ihr bester Sinn ist ihr ausgezeichnetes Gehör, und davon machte sie ausgiebig Gebrauch. Schliesslich bog nebst vielen andern Bekannten Philipp um die Ecke. Auf Claudines Gesicht wich das Lächeln einem Strahlen. Philipp war einer der Betreuer aus Claudines Werkstätte der Sonnenhalde, ein feinfühliger junger Mann, der mit Claudine umzugehen weiss und dafür ihre Anhänglichkeit geschenkt bekam. Zu seinem Geburtstag hatte er eines von Claudines Bildern eingerahmt erhalten und erfreut nach Hause getragen.

An einem Tag der Ausstellungswoche betrachtete ein fremder Herr aufmerksam die Bilder. «Ich interessiere mich für solche Bilder», sagte er, «es ist art brut. Aber Ihre Tochter ist mir noch zu jung.» Er hatte Claudine nicht gekannt, nichts gewusst von ihrer Behinderung. Nach seinem Wissen und Verstehen hatte er die Bilder eingeordnet, gleichzeitig aber die Tür weit offen gelassen zu Claudines weiterer Entwicklung, zu neuen Möglichkeiten, die ihr noch zur Verfügung stehen sollten. Er liess eine nachdenkliche Mutter zurück.

Das Plakat der Ausstellung «Kulturschaffen der Kantone St.Gallen und Appenzell» war an einem der grossen Parterrefenster der Sonnenhalde angebracht worden. Die jungen Frauen und Männer, die zur Betreuung der Behinderten in Werkstätten und Wohnheim der Sonnenhalde arbeiteten, lassen es. Einer ihrer Schützlinge stellte Bilder aus. Gleichberechtigung für geistig Behinderte, Aufmunterung und Stellvertretung für jene, deren kreative Fähigkeiten in dieser Olma-Halle nicht zu sehen waren, all dies war in Claudines Teil-

nahme enthalten. «Rosmarie war an der Ausstellung und hat gesagt, meine Bilder seien schön. Und Nelly und Sandra und Wisi. Alle finden meine Bilder gut!» Immer wieder kam Claudine abends mit der Freude in sich nach Hause, dass ihre Werke jenen, die sie täglich sah, gefallen hatten. Nicht nur das Personal ging hin, auch Behinderte der Beschäftigungsgruppe wurden auf dem täglichen Spaziergang für einmal nicht durch stille Strassen, sondern in die Olma-Halle geführt.

Die Sonnenstrahlen der Ausstellung liefen dem Alltag in der Sonnenhalde nebenher. Und der war auch nicht grau, wie sich vielleicht manch ein Nichtwissender vorstellen mag. Vorrangig in der Sonnenhalde ist für Claudine der Begriff «Arbeit». Fünfmal pro Woche geht sie hin, um zu arbeiten. Sie arbeitet langsam, aber meistens mit Freude. Sie füllt Tee ab in Tüten – oh, das riecht herrlich –, sie klebt Preise auf Taschentuch-Packungen – gerade und nicht schräg, wenn's geht, – sie verpackt Glückwunschkarten mit Umschlägen, Einzahlungsschein und Begleitschreiben – alles schön der Reihe nach zusammenlegen – ins grosse Kuvert. Die Arbeiten werden stets wieder gewechselt. Wie andere arbeitende Leute auch, erhält Claudine einen Lohn gemäss ihren Leistungen. Sie hat Feierabend, Wochenende, Ferien wie jeder Arbeitnehmer in unserem Land. Und sie bezahlt Steuern, genau wie die Gesunden. Vielleicht wäre es demnach angebracht, sie und viele andere ihresgleichen in der Höflichkeitsform anzureden, ihrem Alter entsprechend, und nicht zu duzen, wie das in weiten Teilen unserer Bevölkerung noch üblich ist im Umgang mit geistig Behinderten.

Es kommt vor, dass Claudine abends auf die Frage der Mutter nach dem Mittagessen kurz und bündig sagt: «Das weiss ich jetzt nicht mehr.» Was sie für eine Arbeit ausgeführt hat, kann sie jedoch augenblicklich erklären. Und dazu fallen ihr dann noch ein paar andere Dinge ein: «Hans-Walter hat mit mir geschmust. Aber Wisi hat gesagt, während der Arbeit geht das nicht. Zwegian hat mir nach dem Essen den Kaffee gebracht. Regula war fröhlich, wir haben gelacht. Und Hans hat



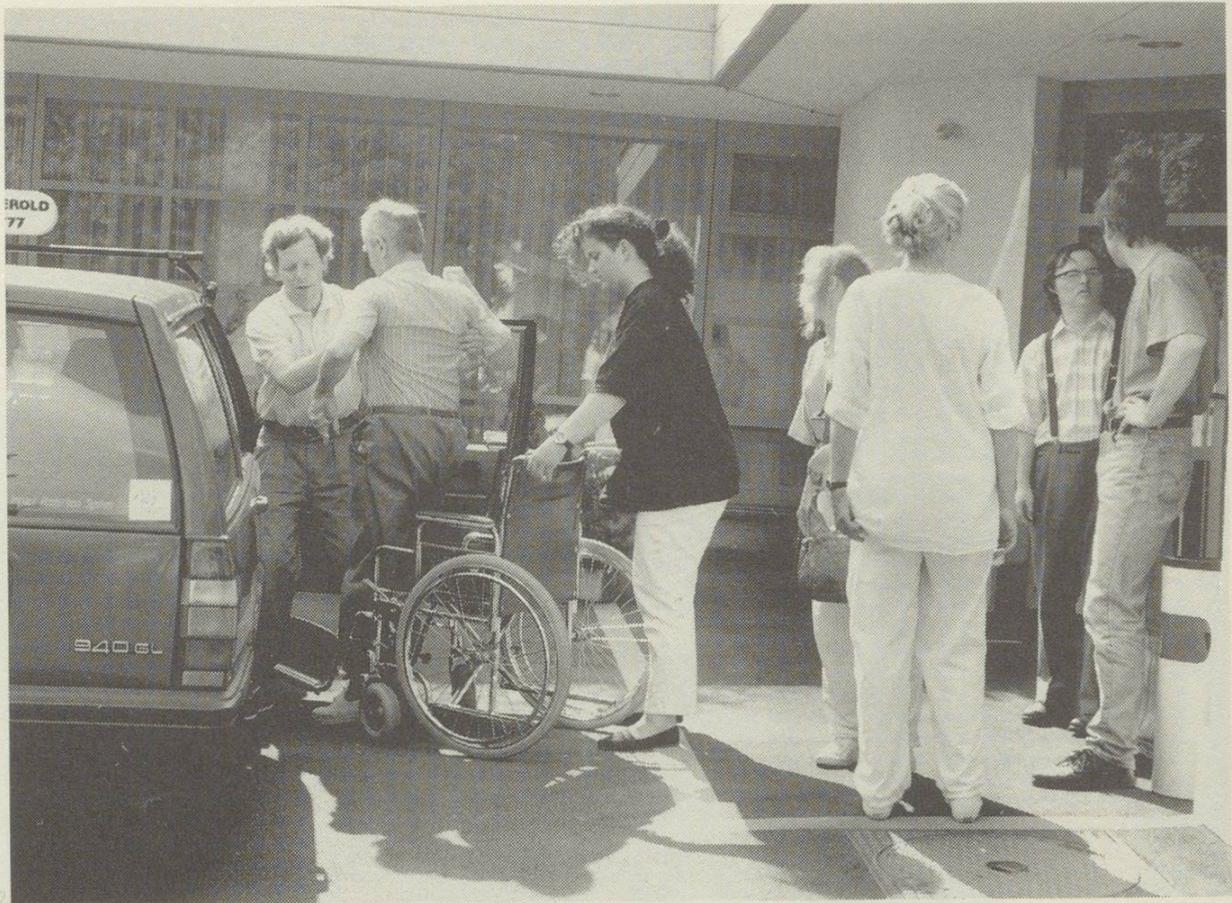
Ein Lächeln während der Arbeit in der Sonnenhalde. Zur Nachahmung für uns Nicht-behinderte empfohlen.



Die Werkstattleiterin ist zufrieden, die Etikette klebt an der richtigen Stelle. Ob Kollege Dany das auch meint?



Beim Mittagessen. Der Chef teilt die Suppe aus, ein täglicher Kontakt zu allen.



Feierabend. Währenddem die einen selbständig zu Fuss oder mit dem Bus nach Hause gehen, werden die andern sorgsam zum Taxi begleitet oder sie wohnen im Heim.

mich geküsst in der Pause.» Das Küssen scheint beliebt zu sein. Die heile Welt der Sonnenhalde wird geprägt durch Menschen mit schwachem Geist und unangefochtener Seele und durch Betreuerinnen und Betreuer, die Führung, Beschützen und Fürsorge ausstrahlen.

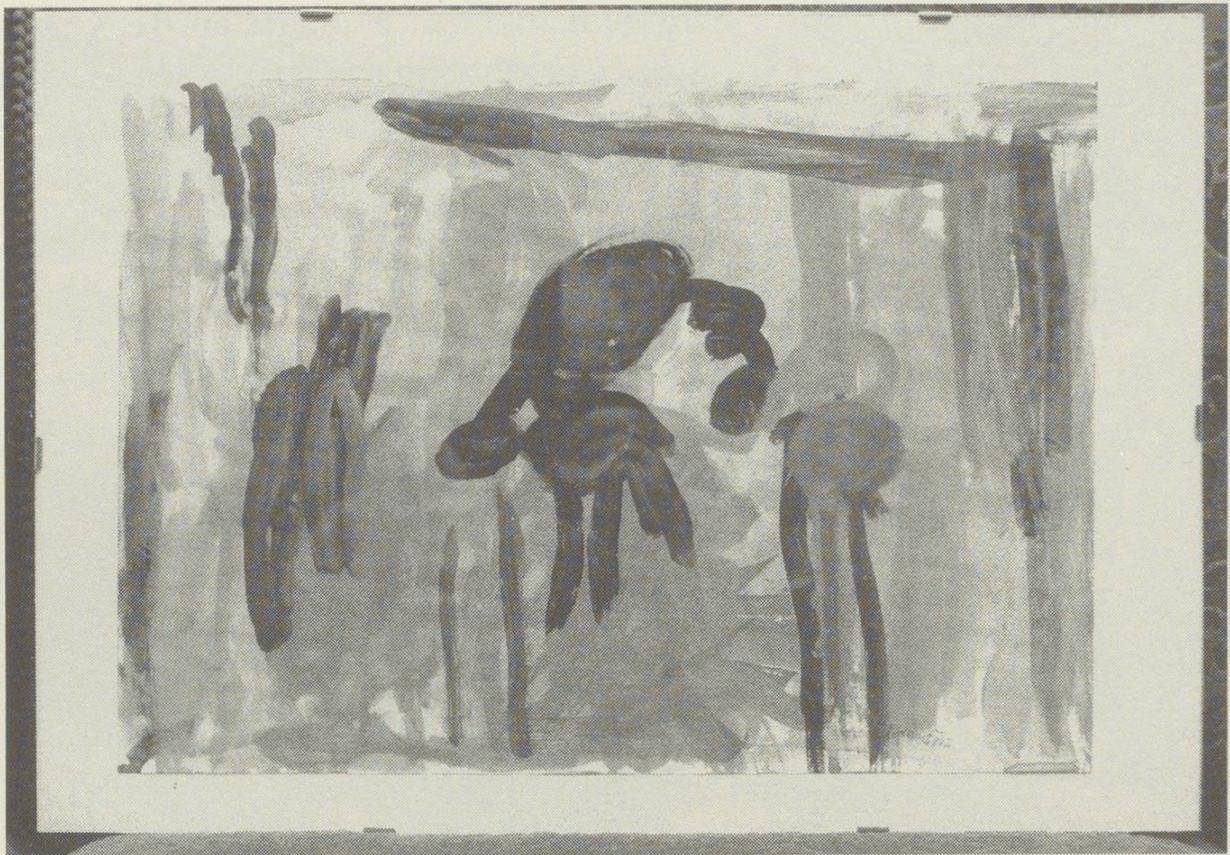
Selbstverständlich sind auch Behinderte keine Engel. Mit andern Worten, es kann zu Streitereien kommen. Eine Föhnlage, ein Unwohlsein, ein heimlicher Kummer können sie auslösen. In solchen Fällen wirkt Claudine bedrückt. Sie redet sich abends bei der Mutter diese Sorgen vom Herzen, oder aber sie ist noch zorngeladen und flucht ärgerlich vor sich hin. Irgendwann gelangt sie von selber zur Einsicht, morgen müsse sie wieder Frieden schliessen mit dem betreffenden Kollegen, und somit freut sie sich schon wieder auf den nächsten Tag.

Eine besondere Rolle nimmt bei Claudine Herr Gehrer ein, der Leiter der Sonnenhalde, nicht, weil er der Chef ist, son-

dern weil er vor dem gemeinsamen Mittagessen das Gebet spricht. Dies scheint für Claudine mindestens so wichtig zu sein wie das Essen selber. Frau Stucki, auf dem Büro tätig, ist ebenfalls sehr beliebt. Zu ihrem eigenen Geburtstag spendierte sie allen ein feines Dessert. Und dann wäre da noch Herr Staub. Er gehört nicht zu den Betreuern, er ist für die Spedition verantwortlich. Das hindert ihn nicht, gelegentlich als Beschützer aufzutreten. Claudine zieht sich allabendlich wie die andern Externen in der Garderobe den Mantel und die Schuhe an, um zum Bus zu gehen. Manchmal ist sie müde, hin und wieder hat sie einen Knoten im Schuhbändel, und schliesslich ist sie ganz einfach nicht so schnell. Bleibt sie als letzte übrig, dann geht plötzlich die Tür auf, und Herr Staub schaut herein. «Jetzt aber ganz schnell!» mahnt er, «sonst fährt der Bus weg!» Verknotete Schuhbändel hilft er im Notfall eilends aufzulösen. Dank ihm reicht es meistens noch zum Bus, mit dem auch die andern hinunterfahren. Selbstverständlich fahren noch mehr Busse. Aber dann müsste Claudine alleine an der Busstation warten, und das findet Herr Staub in der Dunkelheit des Winters nicht besonders gut, auch die Betreuer nicht und die Mutter nicht. Claudine nimmt zur Kenntnis, dass sich anscheinend alle Sorgen machen, wenn sie so alleine da oben stehen und auf den Bus warten würde, demnach bemüht sie sich zu pressieren, aber sie selber hat keine Angst. Was für böse Dinge Menschen zu tun imstande sind, davon hört sie zwar, aber sie bezieht sie nicht ein in ihre Welt.

Geburtstage werden in der Sonnenhalde nie übergangen. Es gibt Gratulationen, verlängerte Pausen, Kuchen, Süßigkeiten. Als Claudine ihren ersten Geburtstag in der Sonnenhalde feierte, wurde sie 22 Jahre alt, und Herr Gehrer brachte ihr ein Blumenstücklein in die Werkstätte. Es steht in ihrem Zimmer, und sie freut sich immer wieder darüber. Beim Kuchenschmaus dagegen, da kann sie nicht mithalten.

Eine Zuckerkrankheit bereitet sich während vieler Monate vor, und trotzdem war das Verhängnis wie über Nacht gekommen. Sie gingen über den Kapf, Claudine, eine ihrer Schwestern und die Mutter. Es war im Frühling nach ihrem



Sind das wohl die kleinen Kobolde, mit denen Claudine oftmals durchs Leben tanzt?

20. Geburtstag. Sonst an lange, ausgiebige Bergwanderungen gewöhnt, schlich Claudine bei diesem Spaziergang auffallend langsam hinterher und setzte sich plötzlich weinend an den Wegrand. «Ich mag nicht mehr», klagte sie. «Ich bin so furchtbar müde.»

Das war der Anfang eines neuen, andersartigen Daseins. Doch Claudine lernte schnell. Gemüse und Salate, Fleisch oder Fisch, Eier und Käse gab es stets genug. Aber Spaghetti, ihre Lieblingsspeise, konnte sie sich nicht mehr dreimal auf den Teller schöpfen. Das Brot kam von der Waage statt wie früher nach Belieben aus dem Brotkörbchen. Und Meringues gehörten der Vergangenheit an. Claudine wurde eine zuverlässige Diabetes-Patientin. Sie nascht nicht, sie lehnt freundliche Verlockungen rundweg ab. Im letzten Herbst, als sie alleine im Zug von St. Gallen nach Zürich fuhr, zu einer Wochenendeinladung ihrer Schwester Viviane, kam der Wagen mit all den guten Sachen und Getränken vorbei. Freundlich fragte sie der Boy, ob sie was haben möchte, und Claudine überlegte. Sie hatte doch ihr Taschengeld dabei, um möglicherweise in

Zürich etwas kaufen zu können. Ihre Augen glitten über die Schinkenbrote, über all die Süßigkeiten, über die verschiedenen Getränke. «Ein Mineral», sagte sie.

In der Folge entwickelte sie auch ein Körpergefühl, das sie veranlasst, selber den Wunsch nach Bewegung anzubringen, nach einem Abendspaziergang, nach einer Sonntagswanderung, zum Eislaufen oder zum Schwimmen. Abhängig von Insulinspritzen, wurde sie nach und nach selbständiger im Denken. Zu ihrem Arzt geht sie alleine und ohne Ängste. Von der Mutter bis zum Eingang begleitet, fährt sie mit dem Lift hoch, geht ins Labor, lässt sich dort nicht nur Blutzucker messen wie zu Hause, sondern auch, wenn erforderlich, Blutentnahmen machen und setzt sich nachher in den einladenden Patientenstuhl zu ihrem Herrn Doktor, den sie mag und für den sie eine liebe Patientin ist, voll gläubigen Vertrauens, wie sich jeder Arzt seine Patienten wünschen würde. Somit ist ihre Welt auch mit dieser zusätzlichen Krankheit in Ordnung.

«Happy birthday, liebi Claudine.» Es wird laut und fröhlich gesungen von Vreni, Bea, Zwegian, Hans und von der Mutter und Claudines Schwester. Ein gelungenes Geburtstagsfest geht seinem Ende zu. Bald würden die Freunde sich verabschieden. Doch der Tag würde noch weitergehen. Für den Abend war ein Theaterbesuch vorgesehen. Im Stadttheater kennt sich Claudine aus. «Carmen», ihre erste Oper, bleibt ihr unauslöschlich im Gedächtnis. Zudem wurde ein Teil des Jungbürgertags, an dem sie, im Gegensatz zu vielen andern, eher still und ernst teilgenommen hatte, im Stadttheater abgehalten. Heute abend nun würde sie wie gewohnt ihr schönstes Kleid anziehen, die Musik der «Lustigen Witwe» geniessen, das Bühnenbild, die Romanze. Sie würde hin und wieder, vom Rhythmus mitgerissen, in die Hände klatschen, sich freuen über den glücklichen Verlauf ihres Geburtstags und ihres jungen Lebens. Und auf dem Nachhauseweg würde sie nachts um halb elf durch die schlafende Dietlistrasse hüpfen und tanzen, im fröhlichen Versuch, die Grisetten des Maxim nachzuahmen. Auch mit Trisomie 21 lässt sich leben.

